

So ein Glaube
St. Peter am Perlach

20. Sonntag im Jahreskreis
20.8.2017

Jes 56,1.6-7
Röm 11,13-15.29-32
Mt 15,21-28

Jeder Mensch ist darauf angewiesen, dass er ins Leben begleitet wird; wir brauchen gute Vorbilder. Das gilt auch für Jesus; er wird von Mutter und Vater ins Leben und in die Religion eingeführt worden sein und in der Synagoge den jüdischen Glauben kennengelernt haben. Die Erzählung vom 12-Jährigen im Tempel weist darauf hin (Lk 2,46); damals wie heute ist für jüdische Kinder in diesem Alter die Feier zum „bar mizwah“ (Sohn bzw. Tochter des Gesetzes); sie werden damit religionsmündig. Deshalb konnte Jesus nun ebenbürtig mit den Gesetzeskundigen diskutieren.

Aber irgendwann muss jeder Mensch - gleich welcher Herkunft und Religion - seine ganz persönliche Entscheidung zum Glauben treffen und den Konsequenzen daraus.

Darum geht es für Jesus im heutigen Evangelium. Das entsprechende Ereignis findet im Gebiet von Tyrus und Sidon statt; das ist nicht mehr Galiläa, die Heimat Jesu, und auch nicht Judäa mit der Hauptstadt Jerusalem, sondern Kanaan, ein Gebiet, in dem die Menschen nicht an den Gott glauben, auf den das Volk der Juden sein Vertrauen setzte. Diejenigen, auf die das zutraf, nannten die Juden im Gegensatz zu sich als dem Volk Gottes die „Völker“ oder „Heiden“. Der Umgang mit ihnen war für einen Juden unbedingt zu meiden. So dachte und handelte offensichtlich zu Beginn seiner Tätigkeit auch Jesus; so hatte er es gelernt.

Warum er sich aber dann doch in dieses heidnische Gebiet zurückzog, ist nicht ganz schlüssig. Vielleicht wollte er sich eine Zeitlang dem Andrang entziehen - die Szene spielt nach der Brotvermehrung für 5000 Menschen (Mt 14,13-21) -, um sich wieder auf seinen Auftrag konzentrieren zu können, den er darin sah, die Menschen in Israel von der Nähe des Reiches Gottes zu überzeugen und vor allem diejenigen, die die Erwartung darauf schon aufgegeben hatten, zu dieser Hoffnung zurückzuführen. Jedem in Israel wollte er begreiflich machen: Auch du bist ein Sohn, auch du bist eine Tochter Abrahams (Vgl. Lk 19,1-10).

Im heutigen Evangelium sagt Jesus eindeutig: Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt. Sie will er wieder zum vollen Vertrauen auf ihren Gott führen, damit sich die Heiden ringsum - angeregt durch das Vorbild und das Beispiel der Juden - auch zum Gott Israels bekehren und der Tempel in Jerusalem ein „Haus des Gebets“ für alle Völker werde, wie es heute als Vision in der Lesung aus dem Buch Jesaja geheißen hat.

Unser Glaube sagt: In Jesus Christus verwirklicht sich der Geist und die Kraft Gottes und er ist zugleich ganz Mensch; damit ist er auch „Kind seiner Zeit“ und zu Hause – vielleicht sogar befangen - in seinen Traditionen. Ich erinnere mich z.B., dass ich es als Kind lange nicht

begreifen konnte, dass jemand nicht katholisch ist. Da und in der Folge noch öfter wurde überkommene Überzeugung in Frage gestellt, Gewohntes und scheinbar Sicheres durcheinanderwirbelt und neue Orientierung provoziert.

Im Evangelium geschieht das mit Jesus, als eine kanaanäische Frau und Mutter auf ihn zukommt und ihn mit der Krankheit, dem himmelschreienden Unheil ihrer Tochter konfrontiert. Vielleicht hatte sie von Jesus schon gehört. Jedenfalls stürzt sie auf ihn zu: Helf, was helfen mag! Sie nennt ihn „Herr“- Kyrios, also einen, der große Macht hat, und sie ruft ihm zu „Sohn Davids“; das bezieht sich auf die Verheißung, dass einer der Nachkommen Davids aus dem Volk der Juden die Welt im Sinne Gottes verändern wird.

Die Reaktion Jesu ist kaum verständlich. Er tut so, als ob er nichts gehört hätte. Und dann, als die Frau weiter auf ihn eindringt, weist er sie mit einem überaus harten Ausdruck ab. „Hunde“, so nannten die Juden damals die Heiden, bis heute auch noch bei uns ein Schimpf- und Schmähwort. Waren damit ursprünglich die Streuner gemeint, die sich überall ihr Futter zusammensuchten, gebraucht Jesus hier die Verkleinerungsform „Hündlein“, – vielleicht schon ein kleines Zugeständnis, eine Brücke.

Jedenfalls geschieht jetzt die Wende: Die kanaanäische Frau greift diesen Ausdruck auf: Den kleinen Hunden, die sich unter dem Tisch anschmiegen, werde doch immer wieder ein Brocken zugeschoben. Auch ihnen kommt somit ein Anteil von der Fülle des Tisches zu.

Und da geht Jesus offensichtlich an dieser Frau auf, dass der Glaube an den Gott, der Heil und Leben in sich trägt, kein Vorrecht Israels ist, dass vielmehr jeder Mensch als Geschöpf Gottes immer schon in die Befreiung von den Unheilmächten eingeschlossen ist. Das geschieht exemplarisch durch die Heilung der Tochter und die Mutter wird zum Vorbild intensiven Vertrauens für alle Zeiten: So ein Glaube, so ein Vertrauen!

Martin Luther nennt diese Frau aus Kanaan in seinem Bibelkommentar sogar „Mutter des Glaubens“ ähnlich wie es von Sara, der Mutter Isaaks, im AT heißt und wie wir es von Maria, der Mutter Jesu, bekennen.

Jesus Christus sendet nach seiner Auferstehung seine Jünger zu allen Völkern, um seine Lebensbotschaft zu verkünden und verspricht: „Ich bin bei euch alle Tage bis zur Vollendung der Welt“ (Mt 28,18-20). Paulus nimmt dann - wie in der heutigen Lesung - für sich ausdrücklich die Bezeichnung „Apostel der Heiden“ wahr. Der Frau aus Kanaan und ihm haben wir es zu verdanken, dass auch wir uns zu Jesus Christus, dem Retter und Heiland bekennen dürfen.